Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Preßprivilegien. — Der ungarische Bürgerstand. — Holbein und seine Feinde. — Graf Dietrichstein's Wirksamkeit. — Das Publicum zu Schreivogel's Zeiten und das jetzige. — Das Kärntnerthortheater und seine Engagements. — Pokorny und seine Bemühungen. — Eine jüdische Comödie.

Die neue Pesther Zeitung, welche hier an allen Orten öffentlich aufliegt, ist eine wahre Satyre auf unsere hiesige Presse. Nicht daß das neue Blatt allen Anforderungen, welche man daran zu machen berechtigt ist, befriedigt, aber es bespricht doch politische Gegenstände, es berührt Dinge, die als ein noli me tangere unserer Journalistik ewig fern bleiben müssen. Sind wir weniger treue Unterthanen? fragt man sich. Hat Ungarn sich verdienter um den Staat gemacht, hat es sicherere Garantien gestellt als wir, daß ihm ein Privilegium zugestanden wird, das man uns trotz der heißesten Wünsche entzieht, ein Privilegium, das nicht etwa blos innerhalb der Marken jenes Königreichs Geltung hat, sondern mit seinen Attributen sich in unsere Mitte setzt und uns unsere eigene Armuth und Hintenansetzung noch herber fühlen läßt? Wir können die gesunde politische Idee, welche die Regierung zur Zulassung einer solchen Zeitung in Ungarn bewogen, nur aus vollem Herzen billigen. Die magyarische Journalistik vertritt fast durchschnittlich nur den Adel, die slavische Presse Ungarns geht unabsehbaren Zersplitterungszielen entgegen. Der Bürger, der Mittelstand in Ungarn, hatte keine Vertretung, und doch ist es dieser, bei dem die Regierung die meiste Stütze hat. Ihm also galt es, ein Organ zu sichern, worin er mit gleichen Waffen der magyarischen Presse und ihren Prätensionen entgegen treten könnte. Einen Hauptstoff dieses Bürgerstandes aber bilden die ansässigen Deutschen, darum ist es nothwendig gewesen, den deutschen Zeitungen in Ungarn die Fesseln zu lockern. Aber warum ausnahmsweise nur Einer? Und warum diese Entfesselung als ein Privilegium und nicht als ein Gesammtprincip? Und warum nur Pesth und nicht auch Wien, Prag,

den gesammten deutschen Erblanden das gleiche Recht? Oder soll dies blos ein Uebergang sein? Die Entscheidung über die Schriftstellerpetition, welche nicht lange mehr ausbleiben kann, soll uns das beweisen, und wir werden dann auf diesen Gegenstand ausführlicher zurückkommen.

Unsern fünf Theatern stehen, in den nächsten Monaten schon, radicale Umänderungen bevor. Zuerst dem Burgtheater. Graf Dietrichstein's Ernennung zum Oberkämmerer wird, wie sich bereits herausstellt, auf die Leitung dieses Theaters einen entschiedenen Einfluß haben und einen großen Theil der Geschäfte Holbeins Hand entziehen. Holbein ist nicht der Verderber, zu dem ihn seine zahlreichen Gegner stempeln wollten. Es sind viele Intriguen von Personen, die nach seiner Stellung geizen, gegen ihn angeregt worden. Er war Anfangs nicht glücklich in der Wahl seiner Stücke, hat aber im letzten Winter bessere Chancen gehabt. Es ist ein fleißiger, ehrlicher und mit dem Institute wohlmeinender Mann. Aber der Funke des Genies fehlt ihm; er ist nicht Mann von Geist genug, um Anregung und frisches Leben zu verbreiten, und nach Oben hin fehlt ihm die Energie, das warme Wort, welches imponirt und kleinere Hof- und Convenienz-Rücksichten dem Interesse der Kunst aus dem Wege zu räumen versteht. Es geht geordneter, gewissenhafter und loyaler unter seiner Direction zu, als unter der seines leichtsinnigen Vorgängers Deinhartstein; aber dieser hatte mehr Elastizität. Holbein hat ein schwaches Gedächtniß, und um dies zu ersetzen, überarbeitet er sich technisch und raubt sich die freiere Geistesthätigkeit, die ein Mann von solcher Stellung durchaus nöthig hat. Dies sind in kurzen, aber gerechten Umrissen die Charakterzüge eines Mannes, den seine Feinde bis zum Uebermaß verfolgen, während das Publicum urtheilslos nachplauscht. Wird Graf Dietrichstein die trefflichen Principien, die er einst in ähnlicher Stellung an der Seite des unvergeßlichen Schreivogel's folgte, wieder zur Grundlage dieses Instituts machen — das, man darf sagen was man will, noch immer das erste in Deutschland ist — wird er dem Burgtheater seine höhere Richtung wieder sichern, dann bedarf es keines andern Vicedirectors, als Holbeins, dessen Einsicht und guter Wille immer noch groß genug sind, um ihm seinen Platz als technischer und ökonomischer Leiter zu sichern. Und ich glaube, daß es so auch kommen wird. Graf Moritz Dietrichstein, ein rüstiger, lebensfrischer Mann in vorgerücktem Alter, hat die besten Zeiten Wiener Kunstentwickelung in stetem Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern durchlebt. In ihm ist der Gentilhomme der guten Schule mit dem gehörigen Grade von Wissen und Geschmack repräsentirt. Wenn die Bedürfnisse der modernen Zeit mit ihren größern Ansprüchen an geistige Freiheit von ihm anerkannt werden, dann kann mit ihm eine neue und schönere Epoche unseres an Geschichte so reichen Burgtheaters beginnen. Allerdings ist die Aufgabe heute

eine schwierigere. Zu Schreivogel's Zeit war das Personale completter, die Kraft frischer und das Publicum genügsamer. Die Censurhemmnisse, die Schreivogel vorfand, suchte er durch Verlegung der Scene auf unverfängliches Gebiet zu vermeiden. Er brachte spanische Dramen auf die Bühne, dankenswerthe Bearbeitungen, die in dem Repertoire keine Lücke ließen. Nun aber gilt es, dem Theater neue Dichter zu gewinnen; das Publicum ist politisch erregter als in den zwanziger Jahren, und wie es größere Ansprüche auf Redefreiheit überhaupt macht, so will es auch auf der Bühne eine Erweiterung jener allzu engen Schranken, welche die dramatischen Dichter zwingen, auf ausgetretenen Wegen zu gehen. Es will neuere Stoffe, als die ewigen Liebeleien. Nicht geleugnet mag es werden, daß die Censur in dieser Beziehung manche dankenswerthe Concessionen gemacht hat, und Dramen, wie Monaldeschi, Moritz von Sachsen, die letzte weiße Rose, ein deutscher Krieger u. s. w. sind vor zehn Jahren auf unserer Bühne unmöglich gewesen. Indessen ist das ausgeschlossene Gebiet noch unendlich groß. Unsere Classiker selbst werden noch in verstümmelter Gestalt gegeben. Das kleine Luftloch, das man geöffnet, ist noch nicht groß genug, um frischen Morgenwind hereinzulassen. Der hohen Stellung und der persönlichen Beliebtheit, welche Graf Dietrichstein bei allen Gliedern des Kaiserhauses genießt, könnte es leicht möglich werden, Hindernisse wegzuräumen, für die ihm nicht nur die Bühne, sondern die ganze Nation zu grenzenlosem Danke verpflichtet sein würde. Mit der Sicherung des guten Geschmacks, mit der Sichtung des Bestehenden allein ist noch nicht Alles gethan, fruchtbar ist nur der, welcher eine Zukunft heranbildet und für Zuströmung neuer Quellen die Wege bahnt.

Durch den Ankauf des Theaters an der Wien von dem unternehmenden Pokorny ist nicht nur diesem Theater eine größere und bessere Wirksamkeit gesichert, sondern es wird auch ein Sporn in die Weichen der Direction des Kärntnerthortheaters (Ballochini) und des nunmehr das Leopoldstädtertheater regierenden Carls. Pokorny läßt das angekaufte Theater innerlich und äußerlich durch Neubauten verbessern und verwendet darauf eine Summe von **40,000** fl. Es soll im August eröffnet werden. Bisher sind dafür engagirt das Ehepaar Beckmann aus Berlin für **10,000** fl. jährlicher Gage, die Sängerinnen Marra (vom Kärntnerthortheater) und Mayer vom Leipziger Stadttheater. Auch mit den Leipziger Kapellmeistern Lortzing und Netzer sind Unterhandlungen eingeleitet. Netzer, — ein Tyroler — steht als Operncomponist durch seine Mara hier in gutem Andenken, er hat fünfzehn Jahre in Wien gelebt und wird als kräftiger Dirigent sehr gerühmt. In Lortzing wäre ein hübscher Name für das neue Theater gewonnen. Staudigl soll gleichfalls ein festes Engagement an dieser Bühne eingehen wollen, hat aber vor der Hand nur

auf drei Monate Contract gemacht. Im Kärntnerthortheater soll durch die Bemühungen Wild's, der zum Oberregisseur von der Regierung ernannt wurde (die Ernennung ist jedoch vom Kaiser noch nicht unterschrieben worden) und eine Inspectionsreise durch Deutschland angetreten hat, ein completteres Personale aus den besten deutschen Kräften engagirt werden. Vor der Hand sind bereits wieder engagirt: die Sängerinnen Hasselt-Barth, Lutzer und Stöckel-Heinefetter, die Tenore Erl, Reichard, Wolf und Schile, die Bassisten Draxler, Leitner und Hölzl. Statt Staudigl hofft man Pischek, der im August hier gastiren wird, zu gewinnen, was jedoch fast unmöglich scheint, da dieser in Stuttgart ein dauerndes Engagement hat, und die Grafen Kollowrat und Sedlinczky dem Hofoperntheater ausdrücklich untersagt haben, irgend ein Mitglied einer andern Bühne contractbrüchig zu machen. Nicolai, der vielbesprochene rothe Adlerritter, ist trotz aller Opposition doch wieder als Kapellmeister für die nächsten zwei Jahre engagirt worden. —

Weil ich grade im Zuge bin, vom Theater zu sprechen, muß ich einer Curiosität erwähnen, einer Theatervorstellung, die vorige Woche hier Statt gefunden und viel zu reden gibt. Es ist dies eine jüdische Comödie, die zum Vortheile der Prager Ueberschwemmten von einem hiesigen jüdischen Witzkopf in jüdischem Dialecte gedichtet, von jüdischen Dilettanten gespielt, von einem jüdischen Componisten mit eingelegten Couplets versehen und vor einem ausschließlich jüdischen Publicum gespielt wurde. Sie warf einen Reinertrag der Einnahme von siebentausend fünfhundert zweiunddreißig Gulden Conv.-Münze ab. Da ich nicht die Ehre habe, dem auserwählten Volke Gottes anzugehören, und da nur Juden und getaufte Juden Zulaß erhielten, (Baron Sina hat für eine Eintrittskarte vergebens 200 fl. C.-M. geboten,) so kann ich nur berichten, was mir von einem zuverlässigen Bekannten, dem seine Confession das Privilegium, dieser abnormen Vorstellung beizuwohnen, sicherte, wiedererzählt wurde. Die Veranlassung zu der Vorstellung soll der Umstand gegeben haben, daß — mit Grund oder Ungrund, will ich hier nicht untersuchen — behauptet wurde, bei der Vertheilung der Spenden für die böhmischen Ueberschwemmten seien die verunglückten Israeliten nicht nach dem gehörigen Maaßstabe der Bevölkerung und der erlittenen Bedrängnisse berücksichtigt worden, obgleich von den jüdischen Handlungshäusern großartige Spenden, ohne Rücksicht auf die Confessionen, geleistet worden sind. Um nun rein aus jüdischen Mitteln den jüdischen Verunglückten eine Nachspende leisten zu können, sollten Beiträge und Eintrittsgelder nur von Juden angenommen werden. Dieser ziemlich plausible Grund soll jedoch noch eine zweite geheimere Ursache im Gefolge gehabt haben. Die Comödie sollte nämlich viele satyrische Ausfälle auf innere Judenangelegenheiten und Sitten enthalten, et on n'a pas voulu laver son linge sale qu'en

famille. Statt der erwarteten Satyre und humoristischen Laune, soll jedoch das Stück einen solchen Pfuhl von Gemeinheiten enthalten haben, daß jeder Bessergesinnte erröthen mußte. Man zollte der Bereitwilligkeit und den zum Theil überraschenden Talenten der Darstellenden, so wie der Musik des verdienstvollen Compositeurs den gebührenden Beifall, aber den Ekel und den Ueberdruß, den das fade, drei Stunden lange Machwerk erregte, konnte man darüber nicht vergessen, um so weniger, als es mit trivialen und boshaften Ausfällen selbst gegen solche segenverbreitende israelitische Institute gespickt war, die viel dazu beigetragen haben, den modernen Bestrebungen jüdischer Gemeinden in den Augen der christlichen Bevölkerung Achtung und höhere Theilnahme zu erwerben. Es wäre wohl der gedrückten Position unserer israelitischen Bevölkerung angemessen, sich durch erhebende Dinge in ihrem geistigen Leben zu stärken, statt durch schmutzige Witze sich zu erniedrigen. Verschlossene Thüren sind heut zu Tage kein Präservativ gegen die öffentliche Beurtheilung. — Das Beste in jener sonderbaren Privatcomödie soll ein Musikstück von dem Violinspieler Ernst gewesen sein, der in unbegrenzter Wohlthätigkeitsliebe die Zwischenacte jener traurigen Comödie durch seine idealen Geigentöne ausfüllte. Komisch genug war der Schauplatz dieser Vorstellung ein Wollmagazin, das ein bekannter Sonderling zu diesem Behufe in ein elegantes Theater umgestalten ließ; das sackgrobe Stück gab im Zusammenhange mit dem Wollmagazin zu der Aeußerung Anlaß: Viel Geschrei und wenig Wolle.

B...

II.

Aus Hamburg.

Die Gelehrten. — Herr und Nichtherr. — Advokatenglück. — Schulwesen. — Fünf Lehrer und vier Schüler. — Suzor. — Oeffentliche Bibliotheken und Leseinstitute. — Leben und Bauten.

Die wissenschaftlichen Zustände Hamburgs stehen, wie zu erwarten, eben auf keiner sehr hohen Stufe. Die Wissenschaft ist hier ein Stiefkind, dem man zwar nicht ganz abgeneigt ist, das aber auf keine besondern Rücksichten Anspruch machen kann. Der Gelehrte als solcher steht nicht gerade sehr hoch in der öffentlichen Meinung, wenn er nicht mit seinem Wissen eine praktische Seite verbindet, und an Männern dieser Art ist Hamburg nicht gerade arm. Am größten ist die Zahl der Aerzte und Advokaten, sie beträgt über dreihundert zu ziemlich gleichen Theilen. Es ist hier allgemeine Sitte, daß Mediciner und Juristen promoviren, der Hamburger muß gewissermaßen ein Aushängeschild haben, an dem er sogleich die Firma erkennen kann: ein Gelehrter ohne Doctortitel ginge kaum für halb mit. Diese Aufopferung, weniger an Mühe als an Geld, weiß dann auch der Staat genügend zu belohnen — er nennt einen jeden der promovirten Leute in öffentlichen Acten und gerichtlichen Verhandlungen Herr, eine Auszeichnung, die sonst nur

den höhern Würdeträgern zukommt, während die Uebrigen sich mit einem Sr., d. h. Sieur, nach andrer Lesart „Schor" begnügen müssen. Ich überlasse den Sprachforschern die Erklärung dieses letzten Wortes. Wie schön klingt es nicht, wenn es da heißt: „Herr Doctor Y. gegen Schor Z.!" Leider ist diese Bocksbeutelei (bekanntlich soll auch dieses Wort in Hamburg seinen Ursprung genommen haben) im großen Feuer nicht mit verbrannt. — Am meisten schätzt man die „Herren" Juristen, unter denen sich übrigens viele sehr tüchtige Männer befinden, trotz dem oder vielleicht gerade weil der Hamburger Staat von ihnen kein besonderes Staatsexamen fordert, das sonst den Studirenden als drohendes Gespenst am Ende ihrer Laufbahn vor Augen steht und ihre besten Kräfte lähmt. Auch findet sich vielleicht nirgends wieder in Deutschland ein Ort vor, wo die Advokaten eine freiere und angesehenere Stellung haben — sie bilden gewissermaßen den Adel Hamburgs — und wo sie, sind sie erst einmal in Ruf, sich pecuniär besser stehen. Es gibt hier mehrere Advokaten, deren Praxis sich auf mehr als 12,000 Thlr. preußisch beläuft, ein hübsches Sümmchen! — Desto schlimmer sieht es mit dem Lehrerstand aus; ich komme auf diesen Gegenstand, weil gerade jetzt in der Unterrichtsfrage eine lebhafte Bewegung in Hamburg herrscht. Der Senat hatte nämlich im letzten Bürgerconvente auf einen ziemlich bedeutenden Zuschuß für die öffentlichen Lehranstalten angetragen, worauf die Bürger aber durchaus nicht eingingen, nicht des Geldes wegen, gern würden sie mehr geben; aber sie wollten kein Flickwerk, um ein vom Grunde auf schadhaftes Gebäude an einem einzelnen Orte auszubessern und zu übertünchen, sie meinten, es thue eine Radicalverbesserung Noth. Die Bürgerschaft hat in der That hierin sich selbst übertroffen, wer in Hamburg hätte je sonst an einen solchen Radicalismus gedacht! Auch ist wirklich das Schulwesen in dem allertraurigsten Zustande, die Armenschulen ausgenommen. Nominell haben zwar die fünf Hauptpastore, jeder für seinen Sprengel, die Concession und Inspection der Schulen, bei den nicht lutherischen Gemeinden jedoch sind sie reine Gemeindesache, und so ist z. B. bei der bei Weitem am zahlreichsten jüdischen das Schulhalten ein durchaus freies Gewerbe, wie jedes andere. So bestehen nun regel- und schrankenlos eine Masse Privatschulen neben einander, deren Anzahl selbst nicht die Behörden kennen. Als einmal vor längerer Zeit der Senat an eine Verbesserung dachte, mußte er zu einer namentlichen Angabe der Schulen erst polizeilich auffordern lassen. Man erzählt sich übrigens fabelhafte Dinge von den Folgen dieses Zustandes. Jene Unzufriedenheit der Bürger hatte auch noch einen andern Grund. Vor Kurzem nämlich war der bisherige Director der (öffentlichen) Realschule gestorben, und an seine Stelle wählte man anstatt eines tüchtigen Schulmannes (Diesterweg in Berlin und Vogel in Leipzig standen mit auf der Wahl) einen recht frommen Candidaten,

namentlich, wie man sagt, durch die Fürsprache einiger Damen, die durch seine Predigten sehr erbaut gewesen waren. Der eben so thätige als lebensfrohe Hamburger hat aber eine recht gründliche Abneigung gegen den Pietismus, der andrerseits nun freilich auch kräftig hier vertreten wird, und jene Wahl machte daher an vielen Orten böses Blut. Die unmittelbare Folge war eine Abnahme der Schülerzahl in jenem Institut, die mittelbare jenes bürgerschaftliche Votum. — Eine Lichtseite in den hamburgischen Schulzuständen ist die Art, wie hier die öffentlichen Lehrer besoldet werden. In solchen Ausgaben mag der Hamburger nicht knausern, wie überhaupt das Knausern nicht seine Art ist, ja er geht darin selbst erstaunlich weit. Schwerlich werden Sie je schon von einem Lehrinstitut gehört haben, an dem fünf vortrefflich besoldete Lehrer fungiren und wo durchschnittlich das Jahr gerade auch fünf Schüler (dieses Jahr vier) figuriren. Ein solches existirt hier am akademischen Gymnasium, wo „Universitätchen gespielt wird," wie sich vor Kurzem sehr richtig eine Broschüre ausdrückte. Ich bin selbst einmal Schüler jener Anstalt gewesen, und habe berechnet (und damals war die Zahl dieser Gymnasiasten auf die fabelhafte Zahl von mehr als zwölf gestiegen), daß wenn der Hamburger Staat die für meine Ausbildung dort aufgewandten Kosten mir lieber etwa in natura ausgehändigt hätte, dies eine höchst bedeutende und unendlich willkommene Zugabe für meine Universitätsjahre gewesen wäre. Die daselbst angestellten Professoren sollen nun freilich auch nach Berliner Muster Vorlesungen zur Aufklärung der hamburger Intelligenz halten, doch hat sich unter ihnen nur Professor Wurm, dessen Fach die Geschichte ist, einer besondern Theilnahme zu erfreuen.

Von sonstigen allgemein wissenschaftlichen Bestrebungen weiß ich nicht viel zu erzählen: es gibt hier dreierlei Vereine, die aber, wie z. B. der ärztliche und der juristische mehr eine persönliche Annäherung der Standesgenossen, als geistige Bestrebungen vor Augen haben, das Tüchtigste leistet wohl der Verein für hamburgische Geschichte. In diesem Augenblick hält der Graf Süzor hier Vorlesungen. Sie haben bei der hamburger Aristokratie, namentlich der Damenwelt, vielen Beifall gefunden, ich habe ihnen herzlich wenig Geschmack abgewinnen können; denn das, was geboten wird, ist doch gar zu seicht, und diejenige Gutmüthigkeit, die eines lebhaften Vortrags und einer schönen französischen Aussprache zu Liebe das Uebrige übersieht, scheint doch in der That sehr übel angebracht zu sein.

An Leihbibliotheken ist Hamburg ziemlich reich, wenn gleich die Feuersbrunst auch hierin tüchtig gewüthet hat. Die Juristen, die Aerzte, die Schullehrer, und noch andre selbst gesellige Vereine haben alle ihre Bibliotheken. Bei der aus mehr als **200,000** Bänden bestehenden Stadtbibliothek ist nur der Jammer, daß sie sehr schwach

benutzt wird. Sie ist in einem herrlichen Locale aufgestellt und besitzt in manchen Fächern Ausgezeichnetes, so z. B., was man hier kaum vermuthen sollte, seit den letzten Jahren eine höchst werthvolle Sammlung der Geschichte der französischen Revolution. Ganz ausgezeichnet in ihrer Art ist die (gleichfalls öffentliche) Commerzbibliothek in Bezug auf Alles, was Handel und Staatswissenschaften betrifft. Uebrigens ist man auf beiden Bibliotheken höchst liberal gegen das Publicum, und ihre geringe Benutzung gewährt dem, der sie gebrauchen will, wenigstens den Vortheil, daß er das, was er verlangt, meistens findet, und nicht lange vergeblich auf ein ausgeliehenes Buch zu warten hat.

Hamburg hatte bis im vorigen Jahre nur eine einzige Anstalt, wo die politischen Blätter und sonstigen Tageserscheinungea aufgelegt wurden, (die Kaffeehäuser geben nur wenig, und es gehört gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, ein Blatt zu lesen, das die diversen Zeichen des vielgestaltigen Appetits des Puplicums an sich trägt) die bekannte Börsenhalle. Doch war diese bei einem ziemlich hohen Preise zunächst nur für Kaufleute berechnet. Im vorigen Jahre hat eine Hamburger Buchhandlung (Perthes-Besser und Mauke) ein ähnliches Institut mehr für Gelehrte eingerichtet und mit großer Liberalität ausgestattet; lobend verdient zugleich die Zuvorkommenheit hervorgehoben zu werden, mit welcher der dort angestellte Secretair den Wünschen der Lesenden entgegenkommt. Eine höchst erfreuliche Zugabe ist die reizende Aussicht, die man dort genießt. Gewiß haben Sie schon von unserm Jungfernstieg reden hören, jenem Spaziergang unterhalb der Stadt; an der einen Seite mit prachtvollen Häusern und Palästen besetzt, an der andern das schöne Alsterbassin, über das hinweg man die Aussicht nach den mit herrlichen Gartenanlagen gezierten Wällen genießt, und etwas entfernter die im Grün aufsteigende Vorstadt St. Georg mit ihrem einfachen Thurme. Hier ist das Local des Leseinstituts, und es kostet mich manchmal Ueberwindung, von dieser Aussicht hinweg mich zu wenden, um mich in das Gewirre der Politik zu verstricken.

Die Anzahl der hiesigen Schriftsteller ist nicht gerade sehr groß und meistens betreiben sie nur das Feld der Journalistik. Ich bin um so weniger geneigt, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, da dergleichen doch am Ende zu Persönlichkeiten ausarten muß, die Persönlichkeit eines Schriftstellers aber nur dann vor das öffentliche Forum gehört, wenn er einen wissenschaftlich hohen Rang einnimmt; so wie ein großer Staatsmann schon während seines Lebens der Geschichte angehören kann. Man hat in neueren Zeiten mit Schilderungen von Persönlichkeiten ein nicht immer zu billigendes Spiel getrieben; man sollte doch nur bedenken, daß es höchstens einer der nicht gerade lobenswürdigsten menschlichen Eigenschaften, der Eitelkeit,

Vorschub leistet, wenn man sich gleichsam auf der geistigen Anatomiebank zerlegt und zerschnitten sehen muß. Nur ausgezeichnete Geister bilden, wie gesagt, hier eine Ausnahme, diese müssen es sich schon gefallen lassen, neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten ihrer Stellung zu genießen.

Das Leben und Treiben in Hamburg ist ein ungemein thätiges und rühriges; das regt und bewegt sich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang, und besonders um die Mittagszeit herrscht Tag für Tag in den ziemlich ausgedehnten eigentlichen Geschäftsgegenden eine Bewegung, an welche die größte Lebhaftigkeit während der Leipziger Messe kaum hinanreicht. Man muß daran so gewöhnt sein, wie der Hamburger, um sie so ruhig an sich vorübergehen zu lassen. Mich selbst, den sein Beruf eigentlich nur wenig dorthin führt, setzt, wenn ich mich einmal dahin verliere, dieses Wogen, dieses Drängen und Treiben in Staunen. Namentlich interessant war es während des Neuaufbaues, als zwischen Ruinen und Häuser-Embryonen die Geschäfte ruhig ihren Gang fortgingen, und wahrhaft bewundrungswürdig ward erst diese Thätigkeit, als einerseits der klebrige Schmutz, womit Hamburg bei starkem Regenwetter gleichsam wie überzogen ist, andrerseits die vielen unterirdischen Bauten (die Siehle), die allenthalben innerhalb der Baustätte vorgenommen wurden, so störend beides auch obendrein in den Verkehr eingreifen mußte, jenen geschäftlichen Eifer in keiner Weise aufzuhalten vermochten. Es sind nun jetzt gerade drei Jahre, daß jenes fürchterliche Feuer hier wüthete, und erstaunlich ist es, was seitdem schon geschehen. Der bei Weitem größte Theil der Privatgebäude ist schon vollendet, und der Rest wird wohl im Laufe dieses Jahres der Vollendung entgegensehen können. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, mehr als 2000 Häuser zu bauen, und was für Häuser! Die von der Feuersbrunst verschonten Stadttheile erscheinen jetzt ganz unbedeutend, wenn man jene Reihe von Colossen verlassen hat, die man aufgeführt. Es ist gar nicht so uninteressant, den Geschmack, oft auch die Geschmacklosigkeit zu studiren, mit der man gebaut hat, um so mehr, da hier ein jeder Bauherr seinen Launen ganz hat fröhnen können. Wunderliche Dinge sind zum Vorschein gekommen, aber auch sehr Schönes. Ich nehme mir vielleicht später die Gelegenheit, mit Ihnen einen Gang durch die neugebauten Stadttheile zu machen, es wird sich der Mühe lohnen.

III.

Heinrich Rustige.

Zu den anziehendsten Erscheinungen der neueren Lyrik gehören die so eben (Frankfurt bei Sauerländer) erschienenen Gedichte von H. Rustige. Rustige, als einer unserer vortrefflichsten Genremaler be-

kannt, tritt hier zum ersten Male mit seinem Namen und in einer geschlossenen Sammlung in die literarische Welt. Es gehört ein eigenthümlicher Muth dazu, wenn ein Mann, dessen Name in einem Kunstgebiete feststeht, nun plötzlich in ein anderes übergeht. Hier gelten keine außerhalb errungenen Lorbeeren, hier muß von vorn angefangen und erobert werden. Gewöhnlich wird hier aber ein Versteckens mit einem Dilettantismus gespielt. Greift den Dichter bei seinen musikalischen Compositionen, den Maler bei seinen Gedichten an, schnell ist er bei der Hand, mit „harmlosen Versuchen, freien Geistesspielen" ꝛc. sich zu entschuldigen. Solcher Rückzug ist, wenn nicht feig, doch mindestens unehrlich. Wer mit einem Producte vor die Oeffentlichkeit tritt, kann und darf dies nicht als bloßen Dilettantismus bezeichnen. In Rustige aber bekundet sich eine tiefe und selbstständige poetische Weltanschauung, die seine Schöpfung in Farben und Worten durchdringt. Er trennt nicht das eine von dem andern.

Alles geb' ich, ob's geklungen,
Ob's in Farben mir gestrahlt,
Was ich malend hab' gesungen,
Was ich singend hab' gemalt.

Es ließen sich an diesen Gedichten eines anerkannten Künstlers — die oft Bezug auf die von ihm geschaffenen Bilder nehmen — viele Bestimmungen über die Grenzen der Kunst entnehmen. In diesen Gedichten ist vielfach auch das Plastische, Anschauliche vorherrschend, und doch tritt manche Empfindung schärfer hervor, als sie es im Bilde kann, während manche Nebendeutung zurücktreten muß. Das ist besonders wohlthuend an den Gedichten Rüstige's, namentlich an den rein lyrischen, daß sie ihre Wirkung jedes Mal dem Gedanken der ganzen einheitlichen Stimmung verdanken und nicht einzelnen frappirenden Ausstaffirungen durch Beiwörter, Wendungen ꝛc. Die Liebeslieder, die meist den elegischen Ton anschlagen und die Bilder aus Ungarn sprechen besonders durch Frische der Empfindung und Anschauung an. Schließlich stehe hier als Probe der Auffassung und ungezwungenen Formbehandlung ein Gedicht aus den „Soldatenliedern," die Schilderung einer Wachtstube.

Das Licht ist tief herabgebrannt,
Der Morgen will nicht kommen;
Vom eis'gen Froste blitzt die Wand
Im Ofen ist's verglommen.

Die Kammer ist gefüllt mit Rauch
Vom Tabak der Genossen, —
Mir beißt's und brennt's im wachen Aug',
Das lieber sich geschlossen.

Die Bursche hat es übermannt
Vom regen Tagsgefühle; —
Noch schmutz'ge Karten in der Hand
Nickt schlafend ein Gespiele,

Dort drüben las ein Andrer gar
Im heil'gen Katechismus,
Nun schnarcht der Gute wunderbar,
Thut das der Pietismus?

Die Andern schlafen fest und gut
Auf harter Lagerstätte, —
Wer weiß, ob mancher Fürst so ruht
Im seidnen Daunenbette.

Nur Einer noch vor Allen wacht,
An's Fensterlein gelehnet;
Er blicket in die helle Nacht, —
Mir scheint, sein Auge thränet.

Als er zu uns gekommen, war
Der Lenz auf seinen Wangen,
Und jetzt seit diesem halben Jahr
Ist alles Roth vergangen.

Ob er nach liebe Heimath will,
Nach fernem Lieb sich sehnet? —
Ich weiß es nicht, doch — stille, still!
Wie leiser Schritt es tönet ...

Die Ronde ist's; — sie schleicht so sacht,
Als ob sie tückisch wäre, —
Ihr Schläfer, holla! aufgewacht!
Marsch unter die Gewehre!

IV.

Notizen.

Frankreich und die kleinern Seestaaten. — Itzstein und Hecker. — Romane von Wilhelmine Lorenz, Louise Otto und Gustav vom See. — Des „Herolds" Replik. — Heinrich Landesmann. — Die Kölnische Zeitung und ihre Rathgeber. — Schlimme Lisel und Hexenprocesse. — A. Weill und Cormenin. — Rüge.

— Man schreibt uns aus Brüssel: „Zwischen Belgien, Holland, Sardinien, Neapel und Frankreich werden wichtige Negociationen gepflegt, die zwar für den Augenblick keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, die aber, wenn sie gelingen, von großen Folgen sein werden. Louis Philipp hat nämlich die Lieblingsidee, die Marinen der kleinern Seestaaten zu einem großen gemeinsamen Schutz- und Trutzbündniß unter der Aegide Frankreichs zu vereinen. Den meisten Widerstand hat die französische Diplomatie in dieser Beziehung in Neapel und bei uns gefunden. Der König von Neapel will es mit Oesterreich, auf dessen Macht in Italien er zwar sehr eifersüchtig ist, nicht geradezu verderben und sich eine Hinterthür offen lassen, durch die er bald mit Wien, bald mit Paris verhandeln kann — je nachdem der Moment die eine oder die andere Politik nothwendig macht. Durch die Heirath des Herzogs von Aumale soll jedoch die französische Politik einen großen Stein im Brette gewonnen haben. Hier in Brüssel andererseits fürchtet

man die alte französische Eroberungssucht. Außerdem verweisen unsere Eisenbahnlinien uns und unsere Häfen jetzt mehr als je auf Deutschland, und ein offnes Bündniß mit Frankreich könnte Belgien in der öffentlichen Meinung sehr compromittiren. Deswegen soll auch Alles so geheim als nur möglich betrieben werden, und, obgleich Ludwig Philipp diesen Vertrag noch bei Lebenszeit abgeschlossen zu sehen wünscht, da er ihn als ein Complement zu den Pariser Befestigungen betrachtet, so will man doch, um Niemand zu compromittiren, den Vertrag nur bis zur Reife bringen, den definitiven Abschluß aber bis zur Stunde der Gefahr verschieben. Vor der Hand sind die Könige von Holland und von Belgien zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Paris geladen.

— Die Journale beobachten eine merkwürdige Schweigsamkeit in Sachen der Berliner Verwiesenen, Itzstein und Hecker. Ist es schwül in den obern Lüften und fürchtet man vom Blitz getroffen zu werden, wenn man auf die Zinnen des Daches steigt und Rundschau hält? Wir glauben nicht, daß man in Berlin einen solchen eclatmachenden Schritt gethan, ohne auf den Schrei der Presse gefaßt zu sein. So sage sie denn, wie es ihr ums Herz ist. Wir wissen, Viele sind stumm, weil sie hinter der Tapetenthüre einer so auffallenden, ja unerhörten Maßregel irgend eine electrische Maschine ahnen, sie fürchten die Hand an die Klinke zu legen, um nicht von dem Schlag niedergeworfen zu werden. Aber wenn Ihr nicht öffnet, so werdet Ihr niemals hinein sehen können. Man hat in politischen Gesprächscirkeln während dieser ganzen Woche sich den Kopf zerbrochen, um diesen liebenswürdigen Berliner Rebus aufzulösen, und es ist viel Unsinn zu Tage gefördert worden. Man hörte unter andern sogar, die badischen Deputirten haben nach Holstein gehen wollen, die dänische Regierung habe aber Agitation gefürchtet, und daher habe die preußische Polizei sie zurückgeschickt!! Die meisten Bekenner zählte noch der Glaube, man habe eingedenk der Demonstration, welche vor zwei Jahren Welker bei seiner Anwesenheit gegeben wurde, Aehnliches verhüten wollen. Dies aber würde an jenes Mittel erinnern, welches um die Wanzen zu vertreiben, das Haus anzündet. Der brillanteste Studentenfackelzug, das schallendste: „Was ist des Deutschen Vaterland," das champagnerreichste Zweckessen hätte die öffentliche Meinung nicht so aufgeregt, wie dieser stille Morgenbesuch der Polizei. Nehmen wir das Unwahrscheinlichste an: Der greise Deputirte Badens, der so lange für Gesetz und Recht gestritten, hätte in Preußen eine ungesetzliche Agitation beabsichtigt, und diese Absicht wäre der Regierung denuncirt geworden. Was hatte sie dann zu fürchten? Gibt es etwa in Preußen keine Polizei? Konnte diese, da sie die Faden in der Hand hatte, nicht einschreiten, wenn es Zeit gewesen wäre? Selbst das einzelne Individuum hat in der Regel so viel In-

stinkt seiner Würde, einem Feinde gegenüber nicht mehr Besorgniß zu zeigen, als nöthig. Oder sollte es wahr sein, daß man durch diese Ausweisung zweier constitutionellen Führer die Absicht hatte, alle Hoffnung auf eine Verfassung niederzuschlagen? Wahrlich, diese Mühe war vollständig überflüssig. — —

— „Wer übel singt der singet vil,
Menlîchen er ertouben wil."

Glücklicher Boner, der du die einschläfernde Wahrheit dieses Spruches höchstens an ein Paar dickbäugigen Reimchroniken, aber nicht an den neunzehn bekannten und unbekannten Romanen der Wilhelmine Lorenz zu erfahren brauchtest, namentlich nicht an ihrem letzten, der den Titel führt: „Vor einundfünfzig Jahren und heute!" Der erste Theil weiht uns in das Leben der Altenburger Bauern und ihrer Pfarrerfamilien ein, aber in so verzweifelt natürlicher Schilderung, daß wir den Tabaksqualm und Küchendunst leibhaftig vor der Nase verspüren; selbst die gewöhnlichste idyllische Parfüme mangelt diesem unerquicklichen Alltagsgeruche; ich sollte doch meinen, etwas Naturschwärmerei und seufzende Unschuld hätte wohl der Verfasserin zu Gebote gestanden. Nachdem im zweiten Theile die Helden einige Zeit unter die Soldaten geschickt sind, löst sich die Verwicklung, wenn überhaupt eine solche da war, zur allseitigen Zufriedenheit in sieben hauptsächliche Heirathen auf, die beiläufigen gar nicht gerechnet. Das klingt ziemlich verständlich. Die eigentliche Pointe des Buches liegt aber auch wohl nur im Titel, nämlich darin, daß das „Jetzt" lediglich der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleibt; dem auf diese Weise die ungestörte Muse zu den geistreichsten Parallelen gestattet ist. Denn die Paar Seiten, die sich etwa hierauf beziehen sollen, geben der Verfasserin kaum hinlänglichen Raum, den gestiegenen Luxus zu erwähnen, in aller Schnelligkeit eine neue Hochzeit zu arrangiren und mit der gesunden moralischen Nutzanwendung zu schließen: „Bauer, bleib' bei deinem Pflug!"

Da lobe ich mir Louise Otto; die beginnt doch wenigstens mit einer soliden Vorrede, in welcher viel von Moral und sittlichem Gefühl die Rede ist; — und auch in dem ganzen Roman erschrecklich viel Moral und Gefühl, aber erschrecklich wenig Poesie. — Doch warum ein so hartes Urtheil über ein Buch fällen, das ja nach dem eigenen Geständnisse der Verfasserin nur die bescheidenen Ansprüche macht, der Lesewelt eine vorübergehende Unterhaltung zu gewähren. Ein nicht übles Geschick, wunderbare Abenteuer darzustellen und zu verbinden, sichert dem Romane „Die Freunde" einen dauernden Platz auf dem Repertoire unserer Leihbibliotheken, zumal da es schon die alltäglichste Galanterie erheischt, daß das Publicum den „Gruß" der schönen Verfasserin nicht unerwidert läßt. Ein Bischen viel Phantasie wird allerdings bei dem Leser vorausgesetzt, wenn er sich z. B. eine leb-

hafte Vorstellung davon machen soll, wie die Helden aus der Herrnhuter Colonie Neudietendorf in einer schwer bepackten Landkalesche des Morgens abfahren, und mit dem Grauen der Abenddämmerung den Hafen mit den ersehnten Meeresschiffen vor sich sehen. Nun solche Anachronismen und Anatopismen haben sich ja die berühmtesten Dichter aller Zeiten erlaubt: Homer, Virgil, Shakspeare und Louise Otto, die Verfasserin der „Freunde."

— Einen betrübenden Beweis, wie eine Production voll schöner Einzelnheiten und gelungener Episoden sein, und doch ein unvollkommenes Ganze bilden kann, — liefert „Rancé," ein Roman von Gustav vom See, welcher so eben bei Adolph Wienbrack in Leipzig erschienen ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Vetfasser die Aufgabe des historischen Romanes begriffen hat, so unklar er sich auch in der kurzen Vorrede darüber ausspricht; aber seine Idee kann vor lauter einzelnen Sentenzen und Empfindungen nicht recht zu Gestalt und Leben kommen. Man fühlt sich beim Lesen sehr unangenehm an Göthe erinnert, der die Personen in seinen Romanen ex abrupto zusammentreten und „folgende bedeutende Gespräche" führen läßt; Herr vom See aber ist dermalen eben noch kein Goethe, und sein Rancé kein Wilhelm Meister; hauptsächlich wäre zu wünschen, daß seine Seelenkämpfe sich mehr in Handlungen und Ereignissen abspiegelten, und weniger in forcirten Unsterblichkeitsdiscussionen, Monologen und Mondscheinsbetrachtungen. Es läßt sich auch eine Sache übergeistigen; und das Beste, was wir dem unverkennbaren Talente des Verfassers wünschen können, ist etwas Walter Scott'sche Langweiligkeit. —

— Eine kleine Rüge der Grenzboten hat der „Herold" sogleich mit anderthalb redseligen Spalten beantwortet. Wir unsererseits haben keinen solchen Mangel an Manuscript, um eine Notiz sogleich zu einem blattfüllenden Artikel auszubeuten. Auch ist es bei uns nicht Styl, mit den eigenen Privatangelegenheiten die Lücken unserer Zeitschrift zu stopfen. Wir haben Herrn Biedermann auf eine Unschicklichkeit und Taktlosigkeit aufmerksam gemacht; er hat sich zu rechtfertigen gesucht, damit stellen wir uns zufrieden. Seine kleinen boshaft sein sollenden Ausfälle verzeihen wir ihm gern, sie bestrafen sich selbst durch ihren Mangel an Esprit. —

— Die Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Zeitung machen in einem Artikel „Deutsche Dichter aus Oesterreich" auf einen noch ziemlich unbekannten Wiener Poeten Heinrich Landesmann mit sehr warmen Worten aufmerksam. Oesterreich — heißt es daselbst — hat in den Versen seiner Dichter seine Philosophie. Diese Dichter sind die Metaphysiker Oesterreichs, ob sie gleich in Bildern denken. Aristoteles sagt, das Philosophiren beginne damit, an allem zu zweifeln. In Landesmanns „Abdul," diesem tiefsinnig schönen, mit allem Zauber

einer orientalischen Fülle der Sprache erzählten Märchen sitzt die Verzweiflung auf der nackten felsigen Endspitze aller Dinge dieser Welt. Hier oder nirgends ist poetischer Pantheismus, der die Natur an ihren geheimsten Herzschlägen belauscht und in ihren Pulsen den Gott, der ihm als Person verloren ging, wieder fühlt. Man sucht in Oesterreich frische, sinnliche Kraft und findet unter seinen Dichtern so düstere Gestalten. ... In Heinrich Landesmanns Gedichten athmet fast die schwelgerische Luft des Orientalen, der sich an den Fatalismus Gottes und der Welt hingibt."

— Die Kölnische Zeitung mit ihren 9000 Abonnenten ist eine Tagesfrage für die Journalistik geworden. Jedes Journal fragt sich nämlich: Wie kriegen wir diese starke Concurrentin herunter? Freundschaftlich und immer nur „aus Gewissenhaftigkeit" gibt ihr jedes einen anderen Rath, der, wenn sie ihn befolgt, ihr unfehlbar Verderben bringen muß. Die Erbschaft ist gar zu lockend! Wir unsererseits, die wir unbetheiligt sind, glauben sie warnen zu müssen vor dem Strudel, in welchen die Rhein- und Moselzeitung sie hineinreireißen will. Die Religionsparteien sind in den Rheinlanden hinlänglich vertreten. Der Rheinische Beobachter ficht für Luther, die Rhein- und Moselzeitung für Rom. Wir glauben, dieses ist ausreichend für die Rheinbevölkerung. Soll die schöne und an Bürgertugenden so reiche Provinz nicht in Religionshaß sich verbeißen und alle dem Vaterlande gehörenden Kräfte und Bestrebungen aus dem gefährlichen und einseitigen Gesichtspunkte confessioneller Eifersucht betrachten, so ist vor Allem ein starkes vermittelndes Organ nothwendig. Wir halten nicht wie weiland Magister Pangloß diese Welt (und noch weniger die Kölnische Zeitung) für die beste. Aber wir glauben, eine Hauptursache der großen Verbreitung, welche dieses Blatt in den letzten drei Jahren gefunden hat, liegt darin, daß sie die religiösen Zänkereien so weit als möglich von sich abhielt. Gerade durch den Umstand, daß der Eigenthümer Herr Dumont ein Katholik und der Redacteur Dr. Andree ein Protestant ist, wurde eine gewisse Neutralität hergestellt, die dem Blatte sehr zu gute kam. Scheidet der protestantische Redacteur, so kann Herr Dumont sich noch so sehr vornehmen, mäßig zu sein — ehe sechs Monate vergehen, hat ihn der Wirbel erfaßt und die Leidenschaftlichkeit clericaler Umgebung in eine Ecke gezogen, aus der er nicht mehr heraus kann. Dann wird er Hand in Hand mit der Rhein- und Moselzeitung gehen, sein Blatt wird zwar ein rheinisches Blatt sein — aber nicht mehr ein allgemein deutsches Organ. Herr Dumont wird als ein persönlich vortrefflicher, aber zugleich sehr schwacher Mann geschildert. Innerlich dem katholischen Glauben eifrig ergeben, ging seine Bemühung immer dahin, daß nichts, was der römischen Kirche schaden könnte, in seinem Blatte Aufnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findet. Dies wird Kelner, der gerecht ist, ihm zum Vorwurfe machen. Will er aber diesen Weg verlassen und seine Zeitung zu einer angreifenden umgestalten, so wird er zur Erhitzung der Gemüther wesentlich beitragen, und mit Recht wird ihn das Verdammungsurtheil aller jener Vaterlandsfreunde treffen, die in der Schürung des religiösen Zwiespalts das traurigste Mittel zur Veruneinigung der deutschen Stämme erblicken. Deutschland ist zerklüftet genug. Verlassen auch noch die wenigen besonnenen Journale den Weg des gemeinsamen Verständnisses, schließen sich alle Journale dem Irrwischtanz confessionellen Hasses an, dann gute Nacht deutsche Einheit! Herbei Franzosen und Russen, die Wege werden Euch gebahnt; wenn ihr nur ein Bischen zu warten versteht, in fünf Jahren ist die Saat reif.

— Ein Roman, wie es unstreitig noch keinen in der deutschen Literatur gibt, ist so eben bei Leske in Darmstadt erscheinen. Er führt den Titel: „Die Gallerie auf der Ringgersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker." Dieser Roman bildet drei große Octavbände, wovon der erste Band 33 Bogen Urkunden, der zweite 20 und der dritte 18 Bogen enthält. Zusammen also 71 Bogen documentarischer Beilagen! Der Verfasser dieses literarischen Curiosums ist — wenn nicht alle Zeichen trügen — der Orientalist Hammer-Purgstall in Wien. Offenbar hat dieser unermüdliche Gelehrte nicht die Urkunden dem Romane beigegeben, sondern er hat einen Roman zu den Urkunden geschrieben, um ein größeres Publicum für sie zu interessiren. Die Heldin, um die sich diese Documente drehen, ist allerdings eine interessante. Sie ist im Steierlande sagenhaft unter dem Namen die schlimme Lisel oder der Strobelkopf bekannt. Sie lebte in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und vollendete die Festung Ringgersburg als einen Damm gegen die Türken in dem Momente, wo Steiermark bedroht war, von ihnen überschwemmt zu werden, was auch nicht ausgeblieben wäre, wenn Montecuculi nicht bei Raab über sie gesiegt hätte. Es war eine Frau von Geist und Entschlossenheit, die durch die Pfaffen zu dem Ruf der „schlimmen Frau" gelangt ist, weil sie mit dem Hauptpfarrer Strobel (daher Strobelkopf) in einer Todfehde war und diesen Haß auf die übrige Geistlichkeit übertragen haben soll, so daß sie, wie erzählt wird, „den Vicar durch ihre Kammerzofen mit Ruthen streichen ließ." Mit der romanhaften Lebensgeschichte dieser Frau hat der Verfasser den berühmtesten Hexenproceß in Steiermark verflochten, welcher unter dem Vorsitze des Eidams der Gallerin des Grafen Hans Ernst von Purgstall geführt wurde, und in Folge dessen nicht nur die Pflegerin dieses Grafen als Hexe verbrannt, sondern auch der Pfarrer von Hatzendorf, Georg Agricola, als Zauberer, Maleficus und Veneficus verdammt, und, um ihn dem Scheiterhaufen zu

entziehen, im Kerker erwürgt wurde; so wie es denn überhaupt in keinem Lande von Hexenprocessen so wimmelte, als wie in der Steiermark im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunders. Die Protocolle, welche urkundlich mitgetheilt werden, geben — wie Hammer sagt — „den traurigen Beweis, daß die Leiter der mit dem Namen von Hexenversammlungen gebrandmarkten Orgien schlechte Pfaffen und liederliche Jünger waren, deren Schlauheit oder Einfluß sie dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entzog, während ihre Schlachtopfer auf dem Scheiterhaufen flammten." —

— A. Weill in Paris hat gegen die Brochüre „Feu, feu" von Cormenin eine Gegenschrift: „Feu contre feu" herausgegeben (Paris au bureau de la revue indépendante), worin er Cormenin wegen seiner „crimes de lèse philosophie" angreift. Leider ist in dieser Schrift zu viel Feuer und zu wenig Licht, brillanter Styl und confuse Gedanken.

— Seit langer Zeit strebt der Literatenverein zu Leipzig mit möglichster Energie dahin, dem Nachdruck zu steuern und dies ehrlose Gewerbe gebührend zu brandmarken. Es gibt aber eine Klasse von Schriftstellern, denen moralisches Rechtsgefühl um keinen Preis beizubringen ist, und die es sich zum Vergnügen machen, alle Maaßregeln tüchtiger Gesinnung zu verspotten. Am schlimmsten treiben die österreichischen Journale dies Freibeuterhandwerk. Selbst die „Wiener Zeitschrift", der wir doch mehr Achtung ihrer selbst zugetraut hätten, sucht auf diese Weise billig ihre Spalten zu füllen. So z. B. enthält dieses Blatt in den Nummern 93—96. eine Novelle „Schmuggelerleben", die ein vollständiger Nachdruck der Novelle „Pascherleben" von Ernst Willkomm ist. Erwähnte Novelle erschien zuerst im Jahre 1836 unter dem Gesammttitel „Grenzwanderungen" in der „Zeitung für die elegante Welt" und später 1842 in der Novellensammlung „Grenzer, Narren und Lootsen." Die „Wiener Zeitschrift" hat blos diejenigen Stellen gestrichen, die bei der österreichischen Censur hätten Anstoß erregen können und außerdem noch hin und wieder ein Wort weggelassen oder eins zugesetzt.*) Schade, daß der geistreiche Dieb wegen dieser albernen Abänderungen nicht auch die Frechheit gehabt hat, das so verstümmelte Product eines deutschen Schriftstellers mit seinem Namen zu unterzeichnen. E. Willkomm.

*) Wir glauben, die Redaction der Wiener Zeitschrift ist unschuldig und nur selbst dupirt. Derlei kommt in Oesterreich oft vor. D. Red.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.